

Nr. 177. Bromberg, den 6. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(15. Fortsetzung.)

„Da haben wir's", triumphierte Treibel. „Ich bin ein Menschenkenner; der hat bessere Tage gesehen und mit diesem Seidel zogen alte Zeiten in ihm herauf. Und Erinnerungen sind immer das Beste. Nicht wahr, Jenny?"

Die Kommerzienrätin antwortete mit einem langgedehnten „Ja, Treibel", und deutete durch den Ton an, daß er besser täte, sie mit solchen Betrachtungen zu verschonen.

Eine Stunde verging unter allerhand Plaudereien, und wer gerade schwieg, der versäumte nicht, das Bild auf sich wirken zu lassen, das sich um ihn her ausbreitete. Da stieg zunächst eine Terrasse nach dem See hinunter, von dessen anderem Ufer her man den schwachen Knall einiger Teschings hörte, mit denen in einer dort etablierten Schießbude nach der Scheibe geschossen wurde, während man aus verhältnismäßiger Nähe das Kugelrollen einer am diesseitigen Ufer sich hinziehenden Doppelkegelbahn und dazwischen die Rufe des Kegeljungen vernahm. Den See selbst aber sah man nicht recht, was die Felgentreuschen Mädchen zuletzt ungeduldig machte.

„Wir müssen doch den See sehen. Wir können doch nicht in Halensee gewesen sein, ohne den Halensee gesehen zu haben!" Und dabei schoben sie zwei Stühle mit den Lehnen zusammen und kletterten hinauf, um so den Wasserspiegel vielleicht entdecken zu können. „Ach, da ist er. Etwas klein."

„Das „Auge der Landschaft" muß klein sein", sagte Treibel. „Ein Ozean ist kein Auge mehr."

„Und wo nur die Schwäne sind?" fragte die ältere Felgentreu neugierig. „Ich sehe doch zwei Schwanenhäuser."

„Ja, liebe Elfriede", sagte Treibel. „Sie verlangen zuviel. Das ist immer so; wo Schwäne sind, sind keine Schwanenhäuser, und wo Schwanenhäuser sind, sind keine Schwäne. Der eine hat den Beutel, der andere hat das Geld. Diese Wahrnehmung, meine junge Freundin, werden Sie noch verschiedentlich im Leben machen. Lassen Sie mich annehmen, nicht zu sehr zu Ihrem Schaden."

Elfriede sah ihn groß an. Worauf bezog sich das und auf wen? Auf Leopold? Oder auf den früheren Hauslehrer, mit dem sie sich noch schrieb, aber doch nur so, daß es nicht völlig einschlief? Oder auf den Pionierleutnant? Es konnte sich auf alle drei beziehen. Leopold hatte das Geld . . . Hm.

„Im übrigen", fuhr Treibel an die Gesamtheit gewendet fort, „ich habe mal wo gelesen, daß es immer das Geratenste sei, das Schönste nicht auszukosten, sondern mitten im Genusse dem Genuß Valet zu sagen. Und dieser Gedanke kommt mir auch jetzt wieder. Es ist kein Zweifel, daß dieser Fleck Erde mit zu dem Schönsten zählt, was die norddeutsche Tiefebene besitzt, durchaus angetan, durch Sang und Bild verherrlicht zu werden, wenn es nicht schon geschehen ist, denn wir haben jetzt eine märkische Schule, vor der nichts sicher ist, Beleuchtungskünstler ersten Ranges, wobei Wort oder Farbe keinen Unterschied macht. Aber eben weil es so schön ist, gedenken wir jenes vorzitierten Satzes, der von einem letzten Auskosten nichts wissen will, mit andern Worten, beschäftigen wir uns mit dem Gedanken an Aufbruch. Ich sage wohlüberlegt „Aufbruch", nicht Rückkehr, nicht vorzeitige Rückkehr in die alten Geleise, das sei ferne von mir; dieser Tag hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Nur ein Scheiden speziell aus diesem Idyll, eh es uns ganz umstrickt! Ich proponiere Waldpromenade bis Paulsborn oder, wenn dies zu kühn erscheinen sollte, bis Hundekehle. Die Prosa des Namens wird ausgeglichen durch die Poesie der größeren Nähe. Vielleicht, daß ich mir den besonderen Dank meiner Freundin Felgentreu durch diese Modifikation verdiene."

Frau Felgentreu, der nichts ärgerlicher war als Anspielungen auf ihre Wohlbeleibtheit und Kurzatmigkeit, begnügte sich, ihrem Freunde Treibel den Rücken zu kehren.

„Dank vom Hause Österreich. Aber es ist immer so, der Gerechte muß viel leiden. Ich werde mich auf einem verschwiegenen Waldwege bemühen, Ihrem schönen Unmut die Spitze abzubrechen. Darf ich um Ihren Arm bitten, liebe Freundin?"

Und alles erhob sich, um in Gruppen zu zweien und dreien die Terrasse hinabzusteigen und zu beiden Seiten des Sees auf den schon im halben Dämmer liegenden Grunewald zuzuschreiten.

Die Hauptkolonne hielt sich links. Sie bestand, unter Vorantritt des Felgentreuschen Ehepaares (Treibel hatte sich von seiner Freundin wieder frei gemacht), aus dem Krolaschen Quartett, in das sich Elfriede und Blanca Felgentreu derart eingereiht hatten, daß sie zwischen den beiden Referendaren und zwei jungen Kaufleuten gingen. Einer der jungen Kaufleute war ein berühmter Jodler und trug auch den entsprechenden Hut. Dann kamen Otto und Helene, während Treibel und Krola abschlossen.

„Es geht doch nichts über eine richtige Ehe", sagte Krola zu Treibel und wies auf das junge Paar vor ihnen. „Sie müssen sich doch aufrichtig freuen, Kommerzienrat, wenn Sie Ihren Ältesten so glücklich und so zärtlich neben dieser hübschen und immer blink und blanken Frau einherschreiten sehen. Schon oben saßen sie dicht beisammen, und nun gehen sie Arm in Arm. Ich glaube beinah, sie drücken sich leise."

„Mir ein sicherer Beweis, daß sie sich vormittags gezankt haben. Otto, der arme Kerl, muß nun Reugeld zahlen."

„Ach, Treibel, Sie sind ewig ein Spötter. Ihnen kann es keiner recht machen und am wenigsten die Kinder. Glücklicherweise sagen Sie das so hin, ohne recht dran zu glauben. Mit einer Dame, die so gut erzogen wurde, kann man sich überhaupt nicht zanken."

In diesem Augenblick hörte man den Jodler einige Juchzer ausstoßen, so tirolerhaft echt, daß sich das Echo der Pichelsberge nicht veranlaßt sah, darauf zu antworten.

Krola lachte. „Das ist der junge Metzner. Er hat eine merkwürdig gute Stimme, wenigstens für einen Dilettanten, und hält eigentlich das Quartett zusammen. Aber sowie er eine Prise frische Luft wittert, ist es mit ihm vorbei. Dann faßt ihn das Schicksal mit rasender Gewalt, und er muß jodeln . . . Aber wir wollen von den Kindern nicht abkommen. Sie werden mir doch nicht weismachen wollen" — Krola war neugierig und hörte gern Intimitäten — „Sie werden mir doch nicht weismachen wollen, daß die beiden

da vor uns in einer unglücklichen Ehe leben. Und was das Zanken angeht, so kann ich nur wiederholen, Hamburgerinnen stehen auf einer Bildungsstufe, die den Zank ausschließt."

Treibel wiegte den Kopf. „Ja, sehen Sie, Krola, Sie sind nun ein so gescheiter Kerl und kennen die Weiber, ja, wie soll ich sagen. Sie kennen sie, wie sie nur ein Tenor kennen kann. Denn ein Tenor geht noch weit übern Leutnant. Und doch offenbaren Sie hier in dem speziell Ehelichen, was doch wieder ein Gebiet für sich ist, ein furchtbares Manquement. Und warum? Weil Sie's in Ihrer eigenen Ehe, gleichviel nun ob durch Ihr oder Ihrer Frau Verdienst, ausnahmsweise gut getroffen haben. Natürlich, wie Ihr Fall beweist, kommt auch das vor. Aber die Folge davon ist einfach die, daß Sie — auch das Beste hat seine Kehrseite — daß Sie, sag ich, kein richtiger Ehemann sind, daß Sie keine volle Kenntnis von der Sache haben; Sie kennen den Ausnahmefall, aber nicht die Regel. Über Ehe kann nur sprechen, wer sie durchgefochten hat, nur der Veteran, der auf Wundmale zeigt . . . Wie heißt es doch? „Nach Frankreich zogen zwei Grenadiere, die ließen die Köpfe hangen". . . . Da haben Sie's."

„Ach, das sind Redensarten, Treibel . . ."

„. . . Und die schlimmsten Ehen sind die, lieber Krola, wo furchtbar „gebildet" gestritten wird, wo, wenn Sie mir den Ausdruck gestatten wollen, eine Kriegsführung mit Sammethandschuhen stattfindet, oder richtiger noch, wo man sich, wie beim römischen Karneval, Konfetti ins Gesicht wirft. Es sieht hübsch aus, aber verwundet doch. Und in dieser Kunst anscheinend gefälligen Konfettiwerfens ist meine Schwiegertochter eine Meisterin. Ich wette, daß mein armer Otto schon oft bei sich gedacht hat, wenn sie dich doch kratzte, wenn sie doch mal außer sich wäre, wenn sie doch mal sagte: Scheusal oder Lügner oder elender Verführer . . ."

„Aber Treibel, das kann sie doch nicht sagen. Das wäre ja Unsinn. Otto ist doch kein Verführer, also auch kein Scheusal . . ."

„Ach, Krola, darauf kommt es ja gar nicht an. Worauf es ankommt, ist, sie muß sich dergleichen wenigstens denken können, sie muß eine eifersüchtige Regung haben, und in solchem Momente muß es afrikanisch aus ihr losbrechen. Aber alles, was Helene hat, hat höchstens die Temperatur der Uhlenhorst. Sie hat nichts als einen unerschütterlichen Glauben an Tugend und Windsorsoap."

„Nun, meinetwegen. Aber wenn es so ist, wo kommt dann der Zank her?"

„Der kommt doch. Er tritt nur anders auf, anders, aber nicht besser. Kein Donnerwetter, nur kleine Worte mit dem Giftgehalt eines halben Mückenstichs, oder aber Schweigen, Stummheit, Muffeln, das innere Düppel der Ehe, während nach außen hin das Gesicht keine Falte schlägt. Das sind so die Formen. Und ich fürchte, die ganze Zärtlichkeit, die wir da vor uns wandeln sehen und die sich augenscheinlich sehr einseitig gibt, ist nichts als ein Bußetun — Otto Treibel im Schloßhof zu Canossa und mit Schnee unter den Füßen. Sehen Sie nur den armen Kerl; er biegt den Kopf in einem fort nach rechts, und Helene rührt sich nicht und kommt aus der geraden Hamburger Linie nicht heraus . . . Aber jetzt müssen wir schweigen. Ihr Quartett hebt eben an. Was ist es denn?"

„Es ist das bekannte: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?"

„Ah, das ist recht. Eine jederzeit wohl aufzuwerfende Frage, besonders auf Landpartien."

Rechts um den See hin gingen nur zwei Paare, voran der alte Schmidt und seine Jugendfreundin Jenny und in einiger Entfernung hinter ihnen Leopold und Corinna.

Schmidt hatte seiner Dame den Arm gereicht und zugleich gebeten, ihr die Mantille tragen zu dürfen, denn es war etwas schwül unter den Bäumen. Jenny hatte das Anerbieten auch dankbar angenommen; als sie aber wahrnahm, daß der gute Professor den Spitzenbesatz immer nachschleppen und sich abwechselnd in Wachholder und Heidekraut verfangen ließ, bat sie sich die Mantille wieder aus. „Sie sind noch gerade so wie vor vierzig Jahren, lieber Schmidt. Galant, aber mit keinem rechten Erfolge."

„Ja, gnädigste Frau, diese Schuld kann ich nicht von mir abwälzen, und sie war zugleich mein Schicksal. Wenn ich mit meinen Huldigungen erfolgreicher gewesen wäre, denken Sie, wie ganz anders sich mein Leben und auch das Ihrige gestaltet hätte . . ."

Jenny seufzte leise.

„Ja, gnädigste Frau, dann hätten Sie das Märchen Ihres Lebens nie begonnen. Denn alles große Glück ist ein Märchen."

„Alles große Glück ist ein Märchen", wiederholte Jenny langsam und gefühlvoll. „Wie wahr, wie schön! Und sehen Sie, Willibald, daß das beneidete Leben, das ich jetzt führe, meinem Ohr und meinem Herzen solche Worte versagt, daß lange Zeiten vergehen, ehe Aussprüche von solcher poetischen Tiefe zu mir sprechen, das ist für eine Natur, wie sie mir nun mal geworden, ein ewig zehrender Schmerz. Und Sie sprechen dabei von Glück, Willibald, sogar von großem Glück! Glauben Sie mir, mir, die ich dies alles durchlebt habe, diese so viel begehrten Dinge sind wertlos für den, der sie hat. Oft, wenn ich nicht schlafen kann und mein Leben überdenke, wird es mir klar, daß das Glück, das anscheinend so viel für mich tat, mich nicht die Wege geführt hat, die für mich paßten, und daß ich in einfacheren Verhältnissen und als Gattin eines in der Welt der Ideen und vor allem auch des Idealen stehenden Mannes wahrscheinlich glücklicher geworden wäre. Sie wissen, wie gut Treibel ist, und daß ich ein dankbares Gefühl für seine Güte habe. Trotzdem muß ich es leider aussprechen, es fehlt mir, meinem Manne gegenüber, jene hohe Freude der Unterordnung, die doch unser schönstes Glück ausmacht und so recht gleichbedeutend ist mit echter Liebe. Niemandem darf ich dergleichen sagen; aber vor Ihnen, Willibald, mein Herz auszuschütten, ist, glaub ich, mein schön menschliches Recht und vielleicht sogar meine Pflicht . . ."

Schmidt nickte zustimmend und sprach dann ein einfaches: „Ach, Jenny . . ." mit einem Tone, drin er den ganzen Schmerz eines verfehlten Lebens zum Ausdruck zu bringen trachtete. Was ihm auch gelang. Er lauschte selber dem Klang und beglückwünschte sich im stillen, daß er sein Spiel so gut gespielt habe. Jenny, trotz aller Klugheit, war doch eitel genug, an das „Ach" ihres ehemaligen Anbeters zu glauben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von **Margaret Laube.**

(6. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Aber es ist richtig! Ihre Wangen glühen, während sie neben Frau Seitz auf die Garderobe des ausverkauften Parketts wartet. Hier ist alles ganz anders als in Sandershausen, wo so viele Berufe für junge Mädchen als nicht standesgemäß bezeichnet werden, und wo man erst einen Beruf für sie sucht, wenn ihnen das Messer an der Kehle sitzt, und wo sie dann keine Wahl mehr haben, sondern die erste beste Beschäftigung annehmen müssen, die man ihnen anbietet. Im übrigen füllt man die Zeit bis zur Heirat, so gut es eben geht. Ohne das Gefühl zu haben, daß man eine Drohne ist.

Wie ist das nur möglich?

Gretchen wird von allen Seiten geschoben und angestoßen, ohne es zu merken, so eifrig arbeitet ihr erregtes Gehirn.

Durch das Menschengewühl schieben sich drei junge Mädchen, ebenso glühend in Erregung wie sie selbst. Sie erwacht aus ihrer Grübelei und erkennt Gipsys Freundinnen.

„Wir suchen dich schon den ganzen Abend, Tante Lissie! Wie findest du sie? Ist sie nicht himmlisch? Hält man es für möglich, daß man die Rosalinde so spielen kann?"

Die kleine Irene Faber mit dem porzellanglatten Chinesengesicht und dem runden, winzigen Mund hat Frau Lissies Arm erobert und hält ihn fest.

„Ja. Himmlisch. Ein kleiner, heiterer Engel. Kaum ein Mensch. Das Wort paßt, Irene! So war sie!"

„Ach ja! — Guten Tag, Fräulein Lemme!"

Die drei Hamburgerinnen begrüßen Gretchen. Sie wissen noch nicht viel mit ihr anzufangen, daher sind sie nur sehr höflich. Das Interesse rotiert um Frau Lissie.

der sie den Pelzmantel anziehen und mit Schal und Handtäschchen um sie herumstehen.

„Sie gehen doch nicht sofort nach Hause, Frau Seitz? — Man kann doch jetzt nicht in der Bahn sitzen und gleichgültige Gesichter ansehen? Man muß doch erst ein wenig plaudern über das Schöne, Wundervolle! Aber bitte, gehen Sie mit uns, so als ob Gipsy hier wäre!"

Lissie Seitz lächelt. Natürlich geht sie mit. Gretchen soll dieselben Rechte haben wie Gipsy. Übrigens sehen ihre haselbraunen Augen noch einmal so groß aus heute abend, und sie ist hübsch, viel hübscher als die drei zusammen, die da drängen und schwatzen. Sie kann es nur noch nicht zur Geltung bringen. Kritisch überfliegt Lissie das blaßgrüne Seidenkleid: gut in der Farbe, aber langweilig im Schnitt. Wir werden es ändern, beschließt sie, es muß einen ganz langen Rock haben, unten gelbe Spitzen, durch die die Beine hindurchscheinen, und oben einen Schal, dünn und schräg über die Schulter gelegt . . .

„Ja, ich gehe mit. Seid ruhig. In den Theaterkeller oder in die Lisette?"

Der Theaterkeller wird überstimmt, so wandern sie alle fünf in einer Reihe über den Glockengießerwall zur Lisette. Die kleine Likörstube ist voll besetzt von Theater- und Konzertbesuchern, aber sie erobern einen Tisch, um den sie, dicht aneinandergerückt, Platz finden.

„Sie ist bildschön!"

Damit ist die Debatte über die Bergner eröffnet.

„Sie ist lieblich, Kinder. Aber nicht schön. Anziehend, „attractive", wie wir in Amerika sagen."

„Die Augen sind schön, Tante Lissie! — Und die Bewegungen! — Ja, die Bewegungen!"

Sie reden alle auf einmal, so daß Gretchen dieses Maß von Ungezogenheit empörend findet und Frau Seitz nun auch den Eifer dämpfen muß, denn die Leute von den Nebentischen lächeln.

„Ich möchte auch Schauspielerin werden!" sagte Gisela Martens.

„Das ist ein schwerer Beruf, Gisela."

„Ja. Aber ein wundervoller. Beinahe wie Dichter."

„Gisela, weißt du auch, daß ganz besondere Vorbedingungen dazu gehören?" Sie sieht das hagere, unfertige Mädchen freundlich an. Gisela nickt und schweigt.

„Talent gehört zu jedem Beruf, Tante Lissie. Denn das meinst du doch?"

„Zu manchen Berufen gehört nur Geduld, glaub ich."

Nun sind sie wieder bei den Berufen. Das kennt Gretchen schon. Sie sind keine halbe Stunde beisammen, so sprechen sie über Berufe.

„Ich werde zugelassen zum Abiturium, Frau Seitz", berichtet Hanna Walter.

„Famos, Hanna. Und für was hast du dich entschieden?"

„Für Medizin." Sie wird langsam rot. Frau Seitz sieht sie gerührt und ein wenig besorgt an. Steht das sonst so nüchterne und fleißige Mädchen unter dem Eindruck, den Markus von jeher auf Gipsys Freundinnen gemacht hat? Spielt ein bißchen Romantik mit? Das wäre sehr gefährlich.

„Du neigtest früher zum Lehrberuf, Hanna. Hast du es reiflich überlegt?"

„Ja, Frau Seitz. — Ich ertrage die forschenden Augen von zwanzig oder dreißig Kindern nicht. Ich fürchte mich vor der Verantwortung, die Forderungen, die sie stellen, nicht erfüllen zu können."

„Und dann willst du verantworten, in kritischen Minuten in ihr körperliches Leben einzugreifen?"

„Sie sprechen es so richtig aus, wie ich es nicht könnte, Frau Seitz. Körperliches Leben. Ja, das will ich verantworten. Helfen, wo es schnell und einfach praktisch notwendig ist. Aber vor dem Seelischen schrecke ich zurück."

Frau Lissie freut sich über die jungen, hellen Augen, die in ernster Grübelei auf sie gerichtet sind. Nein, Markus hat keine romantische Willensunterjochung auf dem Gewissen. Hier ist kein rosiger Nebel, sondern reifes Suchen.

„Aber du machst doch eine kurze Erholungspause vor der Universität, Hanna?"

Das ganze Mädchen verändert sich, während es mit leuchtendem Gesicht antwortet. „Ja. Ich darf vier Monate zu Onkel Hans nach Pommern. Er hat geschrieben, daß ich auf der kleinen Stute reiten lernen soll."

„Wie schön Hanna!"

„Was macht Gipsy, Tante Lissie? Hat sie wieder geschrieben? Wir hören gar nichts von ihr."

„Ja, sie hat geschrieben. Mir scheint, sie will ein Tennisprofessional werden in Sandershausen. Jedenfalls steht von ihrem Tagesprogramm nichts als Tennis im Brief."

Irgendwie fühlt sich Gretchen durch diese Antwort erleichtert gegenüber den erdrückenden Zukunftsplänen der drei. Denn Irene Faber geht zur Kunstgewerbeschule, und Gisela Martens, die so gern Schauspielerin werden möchte, besucht einen Handelskursus.

„Ist Sandershausen ein solches Tennis-Dorado, Fräulein Lemme?" fragte Irene Faber, die am häufigsten nach Blankenese kommt und Frau Seitz Tante Lissie nennt.

„Ich weiß nichts davon," lächelte Gretchen, „vielleicht macht Gipsy es dazu."

Es ist der erste harmlose kleine Witz, den Gretchen Lemme macht, und eigentlich ist es nicht einmal einer, aber die jungen Mädchen lachen und sehen Gretchen nicht mehr so fremd an.

Nach einer halben Stunde bricht Frau Lissie auf und geht mit dem ganzen Schwarm zum Bahnhof. Markus hat den Wagen, außerdem fährt sie nicht gern nachts, da sie etwas kurzsichtig ist.

Gretchen, die am Bahnhof mit Frau Lissie allein zurückbleibt, erschrickt, als sie von ihr angeredet wird: sie war im Wachtraum wieder im Theater, aber dieses Mal jenseits des Vorhangs, ihre Glieder lösten sich in ungewollten, harmonischen Bewegungen, so wie sie es in Wirklichkeit nie tun.

„Ja, gewiß, Frau Seitz, ich kann Obstgelee einkochen und will es gern übernehmen. Ganz allein, ja. Sehr gern . . ."

Es muß unbeschreiblich sein, dort oben zu stehen, wenn der Vorhang sich hebt, der Magnet sein, auf den sich Hunderte konzentrieren in dem gewaltigen Theater, hundert Kritische, hundert Gelangweilte und viele hundert Begeisterte! Und dann sie alle hinzureißen, die Begeisterten wie die Kritischen . . .

Besondere Vorbedingungen. Talent, Schönheit, Klugheit?

Ob es alle drei sein müssen?

Sie schließt die Augen und Frau Seitz, die glaubt, daß sie ermüdet ist, stört sie nicht.

6. Kapitel.

Professor Seitz läßt das Abendblatt sinken. „Kommt unsere Thüringer Beauty nicht zum Essen?"

„Es scheint nicht so, Markus."

Frau Lissie läutet und läßt den Tee bringen. Es ist bereits halb neun und Markus ist an regelmäßige Mahlzeiten gewöhnt.

Professor Seitz wirft einen nachdenklichen Blick auf seine Frau, die eine mit Tomaten und Oliven garnierte kalte Platte in die Mitte des Tisches rückt.

„Du weißt nicht, wo sie ist, Lissie?"

„Mein Gott, Markus, ist das nötig?"

Markus antwortet nicht. Die kleinen Fältchen an seinen Augen, von denen Gipsy behauptet, daß sie von zu vielem guten Lächeln mit Kranken stammen, stehen scharf und dunkel unter den Schläfen.

„Schließlich ist sie achtzehn Jahre alt, Markus!"

Der Professor schiebt den Ledersessel zurück und setzt sich an den Tasch. „Sie sieht aus wie achtzehn Jahre. Aber innerlich ist sie ein Kind. Gefährlich: ein Kind mit der Natur eines Weibes. — Ich glaube, Lissie, wir machen einen Fehler."

Lissie unterbricht ihre Tätigkeit bei den Tomaten. „Welchen, Markus?" fragt sie mit Beherrschung. Er sagt „wir", aber sich meint er bestimmt nicht. Ihm bleibt gar keine Zeit, sich um Gretchen Lemmes Entwickelung zu kümmern.

„Den Fehler, Liß, sie unter denselben Voraussetzungen gewähren zu lassen wie Gipsy. Bei Gipsy ist es umgekehrt: sie sieht aus wie ein Kind, aber innerlich ist sie alt."

Frau Lissie preßte den Mund zusammen. „Ich hoffe nicht, Markus. Das wäre sehr traurig.“

„Traurig oder nicht, es ist so. Gipsy ist alt wie jeder in der Großstadt wissend gemachte junge Mensch. Sie ist erfahren, ohne Erfahrungen gemacht zu haben. Desillusioniert, wenn du willst. Das Mimikri, das die Natur auch hier ihren Geschöpfen nicht versagt. Trotz Maschinenzeitalter.“

Frau Seitz wirft den Kopf hoch. So richtet sich die Katzenmutter auf, wenn jemand den Korb mit ihren Jungen berührt, denkt Markus Seitz und lächelt.

„Ich habe nie den Eindruck gehabt, als sei Gipsy um Jugendfreuden betrogen worden. Aber wenn man dich hört, müßte man es glauben.“

„Nicht um Jugendfreuden. Um Jugendillusionen, so wie wir sie verstanden und wie sie uns um die zwanzig herum als rosaroter Nebel begleitet haben.“

„Richtig. Und wir haben diesen rosaroten, wunderschönen Unsinn von Gipsys Jugend verscheucht.. Soll das nun falsch sein?“

„Nein, Liß. Werde nicht böse. Es war richtig und notwendig. — Wenn ich daran denke, mit welchen phantastischen Vorstellungen ich als Fuchs in Marburg herumlief! Das Leben stand nur bereit, um darin den siegfriedähnlichen Helden zu spielen. Die Liebe war irgend etwas aus dem Paradies Geholtes — vor dem Sündenfall natürlich —, das keinem scharfen Lüftchen standhielt. — Merkwürdig, daß wir die Entschleierung überhaupt so überstanden haben. — —“

„Daß noch etwas Liebe nachgeblieben ist, meinst du, nicht wahr?“

Markus nimmt die Hand seiner Frau und küßt sie. „Sehr wissende Liebe und Freundschaft. Liebe zu den Schwächen. Liebe en-tout-cas. Jawohl, Liß. — Und gerade, weil ich mich erinnere, fürchte ich, daß das Kind, das uns meine Jugendeselei aus Marburg nun ins Haus geliefert hat, noch durchaus in dem rosaroten Nebel herumläuft. — Sie ist nun acht Wochen hier, wie sieht es denn in dem hübschen kleinen Weib aus?“

„Ich habe ihr Vertrauen nicht, Markus.“

„Hm. — Auch keine Anstalten zur Sezierung getroffen, wie?“

„Bewahre“, sagt Lissie kühl. „Ich werde doch nicht in das Seelenleben eines anderen Menschen eindringen, wenn er es nicht wünscht.“

(Fortsetzung folgt)

Mein Billard-Unterricht.

Groteske von **Erich Zillich.**

Mittlerweile war es mir selbst klar geworden, und man hatte es mir auch im Stamm-Café bewiesen: Ich war nur ein halber Mensch, weil ich nicht Billard spielen konnte. Zerknirscht sah ich ein und gab ich zu: Diesem fühlbaren Mangel mußte sofort abgeholfen werden.

Da Weltmeister Hagenlocher anderweitiger Verpflichtungen wegen leider ablehnen mußte, meine Ausbildung zu übernehmen, so war ich gezwungen, mich einer anderen Kapazität anzuvertrauen. Diese fand ich sehr bald in einem „wegen Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand versetzten“ Schauspieler, der eine Billard-Akademie leitete. Diese Akademie bestand aus ihm, dem Ökonomen des Cafés, einem Kellner, dem gemieteten Billard und mir.

Der „Meister“, wie er sich nennen ließ, war wie alle wahrhaft großen Künstler sehr bescheiden. Er verlangte nur zehn Mark Vorschuß. Da ich, wenn das Wort „Schuß“ auf meine Ohren trifft, nervös werde, gab ich ihm versehentlich zwanzig Mark. Ich merkte es erst später, er möglicherweise gleich. Er war schweigsam.

Der Unterricht begann damit, daß der Meister in Wahrung wichtigster Interessen sehr lange, dafür aber reichlich, aß. Der Betrag erschien nachher mit auf der Rechnung, die auf meinen Namen ausgestellt war. Dann suchte er sehr sorgfältig ein Queue, „Stock“ genannt, heraus und zeigte mir, wie man das Leder oben mit Kreide beschmiert. Dann führte er mich feierlich an das . . ., nein, an den . . . Wer da nämlich glaubt, man spiele Billard auf einem „„Billard“, der täuscht sich. Man spielt Billard auf einem „Tisch“. „Tisch, Tisch!“ wiederholte der Meister eindringlich mit erhobenem Zeigefinger.

Mir wurde sonderbar zumute, als ich zum ersten Male eine solche hölzerne Lanze in die Finger bekam und damit die Bälle in Bewegung setzen sollte. Dann riß ich mich aber zusammen und hatte getroffen. Den Tisch.

In der Akademie war alles glänzend organisiert. Der Kellner verschloß den Tisch, machte einen anderen spielfertig, murmelte nebenbei etwas von fünfundzwanzig Mark, reichte mir eine Quittung, ich mußte zahlen und erhielt von dem inzwischen aufgetauchten Ökonomen die tröstliche Versicherung, daß „das wohl noch öfter vorkommen werde“.

Der Unterricht wurde fortgesetzt. Ich legte die linke, lose zur Faust geballte Hand auf das so zarte Tuch, bemühte mich, dem linken Daumen eine liebliche Wölbung nach innen zu geben, holte mit dem Stock nach hinten aus und fühlte ein zwar nachgiebiges, immerhin aber störendes Hindernis. Wie sich bei näherem Zusehen herausstellte, handelte es sich um den umfangreichen Bauch eines auch sonst recht massiven Herrn, der unter Mißachtung der Verkehrsvorschriften versucht hatte, mich von rechts zu überholen. Ich wollte eine den Kräfteverhältnissen dieses Herrn entsprechende Entschuldigung stammeln, die sich aber als unnötig erwies, da er sich sehr gönnerhaft zeigte und mir unter dröhnendem Lachen die Hand auf die Schulter legte. Nachdem ich mich von der Wirkung dieser Berührung erholt hatte, ging die Sache weiter. Der Meister war unermüdlich, drehte und drückte meine Arme, meine Hände und meinen ganzen Körper, sodaß ich mir bald wie ein Schlangenmensch vorkam. Er entwickelte dabei einen den Anstrengungen des Lehramtes entsprechenden Appetit auf Trink- und Rauchbares, was ihm besser bekam als meiner Brieftasche.

Nach vierzig Unterrichtsabenden war ich dann so weit, daß ich mit dem Meister einen Match austragen durfte, und zwar auf 300. Meine Vorgabe betrug 250. Der Match war für uns beide weiter nicht anstrengend, obgleich ich unter furchtbarem Lampenfieber litt. Als der Meister eine Anzahl „Aufnahmen“ gemacht hatte, war er bereits über 200 hinaus, während ich mich noch in der Gegend von 260 befand. Nach einigen weiteren Aufnahmen (des Meisters) war die Punktzahl von 300 erreicht (vom Meister). Mein Spieleinsatz verfiel zu seinen Gunsten.

Jetzt bin ich aber nun so gut durchgebildet, daß ich neulich sogar schon den in sehr weiten Kreisen bekannten Vorsitzenden des Amateur-Billard-Klubs „Stampfkugel“ in einem 50 Punkte-Match um zwei Punkte schlagen konnte. Die Siegesfeier, die meine Freunde für mich veranstalteten, dauerte bis vier Uhr morgens und kostete mich pro Karambolage 1,50 Mark. —

Ich habe nun beschlossen, das von mir in meiner neuen Fertigkeit angelegte Kapital durch einen großen Sieg über Hagenlocher auszugleichen. Ich werde ihn demnächst herausfordern.

Lustige Rundschau



Aus der Klavierstunde. Lehrer: „Was gibt es für Noten?“

Fritz: „Ganze, halbe, viertel usw.“

Lehrer: „Welche Noten haben den größten Wert?“

Fritz: „Die Banknoten.“

*

Zum letztenmal. Gläubiger. „Zum letztenmale frage ich Sie jetzt: Wollen Sie mich endlich bezahlen?“

Schuldner: „Gott sei Dank, daß die bösen Fragen endlich einmal aufhören sollen.“

*

Im Theater. „Warum weinen Sie denn? Diese Szene ist nicht so rührend.“

„Ach, wissen Sie, ich weine doch nur über mein Eintrittsgeld!“

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.